

Die «verschollene» Kunstaktion

Als der Yello-Sänger rotsah Im Juli 1977 beschädigte der damals 32-jährige Dieter Meier in einer Zürcher Galerie mit roter Farbe die Exponate junger Künstler. Doch genau diese «Arbeit» fehlt in seinem Werkkatalog – weshalb, weiss er auch nicht.

Thomas Wyss

Sommerzeit ist Insalata-Caprese-Zeit ist Meeresfrüchtezeit ist Tapaszeit. Medial betrachtet, ist es jedoch vor allem Sauregurkenzeit. Darum schaffen es immer dann Geschichten in Zeitungen und Onlineportale, die ansonsten mangels Frische (sprich Aktualität) oder Würze (sprich Brisanz) absaufen.

Das schafft aber auch Platz für verrückte Geschichten wie diese, deren Ursprung mehr als vier Jahrzehnte zurückliegt. Konkret passiert es am 23. Juli 1977. Was «es» ist, beschreibt die bekannte Kuratorin Bice Curiger, die zu jener Zeit noch als freischaffende Kunstkritikerin für den «Tages-Anzeiger» tätig ist, in einer Glosse, die eine Woche nach dem Vorfall erscheint. Da ist zu lesen:

«Geschehen war Folgendes: Die Zürcher Galerie AK (Aktuelle Kunst) hatte zur Vernissage der Ausstellung «Thema: Rot» eingeladen, wo 18 verschiedene, vorwiegend junge bis ganz junge Künstler sich in meist an den Wänden hängenden Bildern zu Rot geäussert hatten. Man fand sich ein, schäkerte, lachte – das

«Er hatte andere Ziele, einen mondäneren Horizont, er betrieb eine radikale Form der Selbstfindung.»

Bice Curiger
über Dieter Meier

Übliche, als am Eingang ein nicht mehr unbekannter, ein schnauzbärtiger Künstler der 30er-Generation erschien. Das wäre weiter nichts Alarmierendes gewesen, doch der Mann trug eine rote Badekappe und in den Händen einen Kübel mit gefährlich viel flüssig-roter Farbe. Er wies die Leute an, sich auf die eine Seite der Galerie zurückzuziehen, und schmettete seinen Kübelinhalt durch die Luft, an die Decke, an die Wände, über die Bilder, über den Boden. Thema: Rot. Darauf fiel die Stimmung auf null, während die Emotionen ins Fiebrige stiegen.»

Der «Blick» hats ebenfalls mitbekommen. Da rapportiert man nicht in einer Randspalte, sondern mit dicken, grossen Lettern. Anders als im Tagi erfährt man im Boulevardblatt auch, dass es sich beim Aktionisten um «Konzeptkünstler Dieter Meier (32)» handelt.

Damit wären Tat und Täter genannt und bekannt, kommen wir zu den zentralen Fragen dieses angestaubten Zürcher Kunstkrimis. Sie lauten:

1. Wieso gräbt der «Tages-Anzeiger» diese historische Geschichte gerade jetzt aus – zumal 45 Jahre ja nicht mal ein «richtiges» Jubiläum sind?

2. Weshalb kümmert sich eigentlich nicht eine Kunsthistorikerin

oder mindestens ein mit allen Wassern gewaschener Kulturredaktor um diese Story? Stattdessen – ts, ts, ts! – lässt man einen Lokalreporter ans Werk, der sich vor allem in Discos, lukullischen Genüssen und Rasenschach im Letzigrund auskennt.

3. War diese Galerie «Aktuelle Kunst» überhaupt relevant?

4. Noch eine Relevanz-Frage, diesmal jedoch in Bezug auf Dieter Meiers Farbattacke. Die man nämlich – staun, staun – selbst in seinem umfassenden Werkverzeichnis «Works 1968–2011 and the Yello Years» vergebens sucht.

5. Und das Wichtigste: Was hat der Sprössling eines Bankiers, der nach der Matura als als Jus-Student getarnter Pokerprofi den Lebensunterhalt verdient, dann als Konzeptkünstler Sinn und Sinnlichkeit sucht, später als Sänger der Band Yello eher zufällig zum Popstar wird, als eine Art Running Gag an einem jahrzehntelang unvollendeten Film arbeitet, zwischendurch schriftstellt und schliesslich auch noch als Foodproduzent und Gastronom zu Ruhm und Ehre gelangt – ja, was hat dieser umtriebige Mann aus heutiger Sicht zu seiner künstlerischen Flegelei im Sommer 1977 zu sagen?

Los gehts.

1. Und die Däumchen gehen hoch

Am 12. Mai dieses Jahres spricht das Bundesamt für Kultur Yello den mit 100'000 Franken dotierten Grand Prix Musik zu. Kurz darauf platziert der gut vernetzte vormalige Rec-Rec-Plattenladen-Betreiber Veit Stauffer auf Facebook folgenden Text:

«Grand Prix 2022 an YELLO. Boris Blank hat diesen Preis mehr als verdient, Dieter Meier meiner Meinung nach etwas weniger. Zu unserer Verblüffung hat Meier eine bestimmte Performance in seinen zahlreichen Büchern im Rückblick nie erwähnt oder aufgearbeitet.»

Darauf umschreibt Stauffer Meiers Farbaktion aus den 70er-Jahren, die er, wie er gesteht, «nur vom Hörensagen» kenne, und bemerkt, der Vorfall müsste von der «jungen Journalistengeneration» mal noch aufgearbeitet werden. Sein Facebook-Post bekommt eine verblüffende Menge emporgereckter Däumchen, im Jargon Likes genannt.

2. Ein Witz ist ein Witz

Meine Wenigkeit ist von einem Jungjournalisten (bildhaft gesprochen) weiter entfernt als Hundefutter von einem Chateaubriand. Doch selbst als digitaler Silver Surfer weiss ich um die potenzielle Kraft solcher Likes – was mir im konkreten Fall aus der Patsche hilft.

Wegen des Abgangs von der TA-Redaktion muss nämlich noch ein letzter Artikel her. Dass zum Schluss «etwas Pfiffiges» erwartet wird, macht den Druck immens. Und mich lol und lall. Das Einzige, was mir einfällt, wieder und wieder, ist dieser Witz: «Sitzten zwei Dinosaurier beifft am Flussufer, als die Arche Noah vorbeifährt. Sagt der eine zum anderen: «Shit, ist das heute?»»

Ein Witz ist ein Witz. Da klar ist, dass ich damit niemals



Dieter Meier – hier posierend als scheinbar zu allem entschlossener «Coolman» – ungefähr zu jener Zeit, als er im Booster Bilder und Wände befleckte.



Manon (hier 1974): Auch sie hatte ein Ausstellungsstück beige-steuert. Foto: RDB by Dukas

durchkomme, gibts kein Zögern, als ich von Stauffers Facebook-Eintrag vernehme. Er versorgt mich mit Inputs und Kontakten, ich maile und telefoniere in der Kunstweltgeschichte herum, was das Zeug hält, et voilà: Das Resultat ist diese süffige Sommerlektüre mit Provinzposenschäumchen, die runtergeht wie

ein Porto Tonic bei 35 Grad am Schatten.

3. Vom «Schub» bis zu Manons Tampon

Die Galerie AK wird im Februar des Jahres 1977 im oberen Stock des von Irene und Pierre Montandon geführten, britisch geprägten Modeladens Booster an der Stüssihofstatt 6 eröffnet. Neben dem Ehepaar Montandon sind auch Künstler Al Meier und Edwin Blumer beteiligt.

Meier und Blumer versuchen dem neuen Kunstraum im Nierdendorf mit ihrem Magazin «Schub» – nomen est omen – ein wenig Schub zu verleihen. Die kopierten Heftseiten kommen lose in Sichtmäppchen, die Auflage der Normalausgabe beträgt 80 Stück, das Exemplar kostet vier Franken.

Aus zeitlicher Distanz ist «Schub» eine Trouvaille. Allein im Inhaltsverzeichnis der zweiten Ausgabe entdeckt man das

Who's who der damals aufstrebenden und später gefeierten Zürcher Kunst-, Design- und Musikszene – von Klaudia Schifferle (Teilnahme Documenta 7, Sängerin/Bassistin Kleenex/Liliput) über Ursula Rodel (Mitgründerin Modelabel Thema Selection, ausgezeichnet mit dem Grand Prix Design), Kurt «Maloo» Meier (Bands Troppo, Double) und Anton Bruhin (Maultrommelcrack, Preisträger des Prix Meret Oppenheim) bis zu Dieter Meier, der seinem Namensvetter in einem witzigen Interview erklärt, weshalb er jetzt noch zu singen beginnt.

Auch der «Tages-Anzeiger» berichtet am 26. Februar mit Gruppenbild. Und schreibt, das AK-Team strebe eine «lebendigere, persönlichere und engagierte Vermittlung» und «vielfältige Aktionen (auch musikalische und filmische)» an und verpflichte sich dem Motto: «das Weltbild der jungen Künstlergeneration

zeigen». Ein Versprechen, das bereits bei der Eröffnung mit «eindrücklichen Fotosequenzen» von Klaudia Schifferle eingelöst wird.

Untermuert wird die Wichtigkeit der Galerie durch zwei grosse Namen, die an der «Rot»-Ausstellung partizipieren. Zum einen ist das Manon, im In- und Ausland gewürdigt als «Grande Dame der inszenierten Fotografie» und Trägerin des Prix Meret Oppenheim. Auf Anfrage schreibt die inzwischen 82-jährige Künstlerin: «Ich nahm mit einem gebrauchten Tampon an dieser Ausstellung teil. Das war allerdings nicht meine Idee, sie stammte von meinem damaligen Partner Sandro «Salamandro» Fischli, dem Bruder von Peter. Er war eine hinreissende stadtbekannte Erscheinung und schrieb fürs «Pop», er war es auch, der das blutige Exponat in die Galerie brachte, er, nicht ich, war der Ausstellende. Mein Feministinnenherz fand das mutig.»



Foto: PD

Zum anderen ist das Rudolf de Crignis, der sich vom experimentellen Zürcher F+F-Kunstschüler zum bedeutenden Vertreter der radikalen amerikanischen Minimal Art entwickelt. Der Beitrag von de Crignis ist eines der Exponate, die durch Meiers rote Farbe havariert werden. Das wiederum ist überhaupt der Grund, weshalb Veit Stauffer von der Sache Wind bekommt und auf Facebook aktiv wird – er ist nämlich beauftragt

Thomas Wyss

Mit diesem Artikel verabschiedet sich Thomas Wyss (thw) als Redaktor Ressort Zürich des «Tages-Anzeigers». Er war in den letzten 26 Jahren auch noch als Zeitungsverkäufer, Sportsekretär, Freelancer, Gesellschafts- und Kultur-Autor sowie Kolumnist für Tamedia tätig. Nun steigt er als Buchhändler und Verlagsmitarbeiter in die Buchbranche ein. (TA)

worden, für ein im Herbst erscheinendes Buch über Rudolf de Crignis' Zürcher Jahre ein Belegwort zu verfassen.

4. «Alle gegen Meier»

Hairi Vogel, Musiker (unter anderem am Synth und als Stimme des Co-Piloten auf dem Taxi-Hit «Campari Soda»), Schauspieler und «seit über 50 Jahren backstage am Mitmachen, Forschen und Wirken», kennt Dieter Meier seit 1975, hat immer wieder eng mit ihm zusammengearbeitet – «und ihm einiges zu verdanken», wie er betont.

Vor allem aber ist Vogel am 23. Juli in der Galerie AK live dabei, als Meier hereinstürmt und seinen Farbkübel durch den Raum schmeisst. «Ich stand auf der Treppe, ich werde das nie vergessen. So geil.» Die angeregte Party-Stimmung sei einer abrupten Stille gewichen, gefolgt von Geflüster, Raunen, verlegenem Räuspern, erzählt Vogel. «Wegen



Der «Blick» berichtete mit den grossen Buchstaben über Dieter Meiers Aktion. Foto: Archiv AI Meier

der Reaktionen hatte ich im ersten Moment das Gefühl, es sei Blut, wie wenn er grad Harakiri begangen hätte.»

Laut Vogel hatte es nicht übermässig viele Gäste, «die Künstler und die In-Crowd von damals, das wars». Doch bei denen seien plötzlich negative Gefühle hochgekommen. «Empörung? Betroffenheit? Fast Hass? Schwer zu sagen.» Dabei, so Vogel, habe «der Dieter» so nebenbei alle Kunstwerke gekauft, zum Preis, den ihm die Künstlerinnen und Künstler nannten, obwohl die wenigsten einen Marktwert gehabt hätten. «Die Aktion war erstklassige Propaganda für die Szene, die hätte weltweit als HappeningSchulemachenkönnen – wenn da nicht eine gewisse Zürcher Kleinlichkeit triumphiert hätte», sagt Hairi Vogel.

Danach sei es tabu gewesen, über diesen Event zu sprechen. Man habe aber gemunkelt, der Meier habe die Wände der Galerie und im Booster eigenhändig wieder weiss gemacht. Zu der Frage, weshalb die Kunstintervention in Meiers Werkverzeichnis fehlt, kann Vogel nur spekulieren. Er nehme an, dass diese ganze Sache Dieter Meier schon nicht recht gewesen sei. «Ich kenne ihn, er ist feinfühler, als er sich gibt.» Letztlich aber sei Zürichs Kunstszene durch die Aktion begünstigt worden, glaubt Hairi Vogel: ««Alle gegen Meier» war doch viel besser als «Jede und jeder für sich.»»

Bice Curiger, die wie eingangs erwähnt im Tagi über das Ereignis glossiert hat, beurteilt das ähnlich – allerdings mit spiegelverkehrter Perspektive: «Ich denke, die Farbaktion war vor allem für Dieter Meier essenziell: als Akt der Abgrenzung zur lokalen Kunstszene.» Zwar sei die Bereitschaft für soziale und kulturelle Experimente Mitte der 70er-Jahre gross gewesen, handkehrum habe es aber viel Betulichkeit und Nestwärme gegeben. «Aus unseren Gesprächen – Dieter und ich waren befreundet – habe ich gewusst, dass ihm dieses Milieu zu nett und zu provinziell war. Er hatte andere Ziele, einen mon-

däneren Horizont, er betrieb eine radikale Form der Selbstfindung.»

Curiger sagt, diese Erkenntnis habe sich jetzt, da sie ihre Glosse nach all den Jahren wieder gelesen habe, noch verstärkt – speziell durch Meiers Reaktionen, die er auf die Kritik der Anwesenden geäussert habe. Tatsächlich manifestiert sich diese Einschätzung in folgender Textpassage aus Curigers Glosse von damals besonders pointiert:

«Man entgegnete ihm: «Sei dir bewusst, dass dies ein Beispiel deiner Mentalität ist, das gibt ein unheimliches Bild von dir. Du hast dich wieder einmal in den Mittelpunkt geschoben, um Publizität zu haben. Ich habe dich früher falsch eingeschätzt.» – «Das ist mir wurst. Ja, das ist mir wurst. Ich wollte mich einer Situation aussetzen, wo ich hasSENSwert bin. Kein Copain, kein umgänglicher Mensch. Ich habe mir überlegt, ob ich die Farbe denen ins Gesicht schmeissen soll, aber ich habe das verneint, ich wollte keinen Aggressionsakt.»

«Du hast im vornherein damit rechnen müssen, dass Bilder anderer Künstler kaputtgehen.» – «Ich habe auch überlegt, ob ich zuerst Plastik über die Bilder kleben soll. Aber es hätte der unheimlichen Fatalität die Kraft genommen. Nehmt es wie einen

Wasserschaden oder einen Brandausbruch.»

Man sagte ihm: «Du gehst von deiner Macht aus, die du hast, weil du dich absichern kannst mit Geld. Und ein Natureingriff ist keine Kunst. Schau, das war ein psychologischer Akt, Ausdruck einer Degeneriertheit. Ein Kriminellenakt.» Und der Künstler meinte darauf: «Ich weiss nicht, was Kunst ist. Meine Arbeit ist die permanente Auseinandersetzung damit.»»

5. «Star-Prostituierte Justitia»

So toll, kühn oder gar tollkühn die bisherigen Hypothesen, Mutmassungen und Spekulationen auch sind – das Nonplusultra wäre selbstredend die unmissverständliche Ansage der Hauptfigur. Zuerst scheint beim Wunsch zu bleiben; eine Reaktion auf die Gesprächsanfrage bleibt aus. Dann, nach drei Tagen, plötzlich ein Terminvorschlag, bereits am nächsten Morgen wird geredet (aus dramaturgischen Gründen wechseln wir nun zur Interview-Form).

Gehen wir ohne Umschweife in medias res: Ist bei dieser Farbaktion wirklich alles so abgelaufen wie geplant, Herr Meier?

Leider nicht. Die Idee war gut, die Ausführung jedoch schlecht. Sie ist missglückt, eine Zerstörung von Kunstwerken war niemals meine Absicht. Das Problem war, dass ich das nicht proben konnte. Es gab eine Chance für dieses «bold statement», wenn man es so nennen will. Und die habe ich versaut.

Wieso haben Sie gegenüber den Künstlern und Medien den Farbschlag gleichwohl derart erbarmungslos und vehement verteidigt?

Ich habe den Akt an und für sich verteidigt und einzuordnen versucht, da ging es um die Ehre der Kunst. Für die Folgen des Fauxpas – also den mediokren Schwung des Farbkübels – bin ich, ohne zu zögern, hingestanden und habe die volle Verantwortung übernommen.

«Die Idee war gut, die Ausführung jedoch schlecht.»

Dieter Meier

Indem Sie die zerstörten Werke erworben haben?

Genau. Alle, die das wollten, konnten mir für ihr Exponat einen Preis nennen, den habe ich anstandslos bezahlt.

AI Meier, einer der Betreiber der Galerie AK, sagt, er glaube sich an einen Betrag von 20'000 Franken erinnern zu können.

Die Zahl scheint mir etwas hoch, aber ich weiss es schlicht nicht mehr. Allerdings war da ja auch noch der andere Schaden, für den ich aufkommen musste.

Nämlich?

Kleider. Die Farbe tropfte dummerweise auch noch ins Untergeschoss und befleckte dort hängende Booster-Mode. Dazu kam dann noch die Reinigung des Ladens. Ich habe, grossartig unterstützt von meiner Frau Monique und beobachtet von Gaffern, stundenlang Böden geschrubbt und Wände gereinigt. Und Booster-Inhaber Pierre Montandon, mit dem ich mich eigentlich gut verstand, gab den gestrengen Aufseher. Doch das war okay. Wichtig war, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Wenn alles wieder in Ordnung war, ist es noch eigenartiger, dass diese Aktion sozusagen «verschollen» ist – nicht einmal in Ihrem umfassendsten Werkverzeichnis ist sie erwähnt. Ich muss gestehen: Ich habe keine Erklärung dafür. Vielleicht habe ich sie bei der Entstehung des Buchs als nicht mehr wichtig eingestuft, vielleicht ging sie unabsichtlich vergessen. Ich weiss es wirklich nicht.

Scham ist nicht der Grund.

Keinesfalls! Ich stehe dazu, sonst würden wir jetzt nicht darüber reden. Die Kunstaktion in der Galerie AK wurde zu jener Zeit als anarchistisch abgestempelt. Ganz anders jene zynische Aktion mit der «Star-Prostituierten Justitia». Das war reine, echte Provokation, im Gegensatz zum Intermezzo mit dem Farbkübel in der Galerie.

Um was gings?

Eine Gruppe von ein paar Hundert Leuten hat im Sommer 1969 das Obergericht als «erstes Zürcher Bordell» eingeweiht, mit der «Star-Prostituierten Justitia» als Puffmutter. Ich habe von einem Lastwagen herab mit einem Megafon eine Rede geschwungen, danach flogen Farbeier an die Fassade des Obergerichts. Das Gebäude wurde als gewollte Provokation arg verschmiert.

Wurde Ihnen der Prozess gemacht?

Eben nicht! Dabei war das mein erklärtes Ziel: vor den Richtern die Klassenjustiz anzuprangern. Derweil andere Beteiligte teils fast von der Uni flogen, liess man mich unbehelligt. Ich kenne den Grund dafür bis heute nicht. Doch letztlich – das ist die Ironie daran – wurde ich von den Behörden auf diese Weise ausmanövriert.

Damit ist, Irrtum vorbehalten, gesagt, was gesagt werden musste. Akte geschlossen.